

ben sich *einzelne Bischöfe* zu der bevorstehenden dritten Generalversammlung geäußert. Diese Stellungnahmen lassen sehr unterschiedliche Erwartungen an Puebla und Wertungen der letzten Entwicklungen erkennen. Während der CELAM-Generalsekretär, Weihbischof *Lopez*, von „enthusiastischen Vorbereitungsarbeiten voller Dynamik“ spricht („Wir sind auf dem richtigen Weg und haben ein gutes Tempo, wir laufen auf vollen Touren“ – CELAM-Bulletin Februar 1978) und Richtlinien für Puebla aufstellt („Ohne Horizontalismen und Konzessionen“ – CELAM-Bulletin Januar 1978), sieht Bischof *Casaldáliga* von São Felix in Brasilien in der „Konversion des CELAM zu Medellín und dem Zweiten Vatikanum“ eine dringende Aufgabe. „Eine schmerzliche, allzu berechnete Enttäuschung über CELAM liegt in der Luft... (CELAM) ist weder eine kontinentale kirchliche Kontrollstelle noch eine Superbischöfenskonferenz, die den nationalen Bischofskonferenzen ihre Autonomie nimmt, noch ein institutionalisierter Argwohn gegenüber allem Charismatischen, Prophetischen...“ (Vida Nueva 11. 2. 78).

Der brasilianische Kardinal *Agnelo Rossi*, Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker in Rom und in Lateinamerika, gewiß nicht ohne Einfluß, nennt in einem Interview mit dem CELAM-Bulletin hingegen zwei für die dritte Generalversammlung „absolut vorrangige“ Ziele: die Einheit der lateinamerikanischen Bischöfe mit Christus und seiner Kirche entsprechend „Evangelii Nuntiandi“ und einen „pastoral-katechetischen Plan für die lateinamerikanische Volksreligiosität“. Kardinal Rossi: „Das ist die wahrhaftige Evangelisierung der ‚Armen‘, die nach dem Wort Gottes und den Sakramenten verlangen... Ich meine, die Konferenz sollte keine Zeit und keine Energie für sterile Diskussionen... über Randfragen, soziale, wirtschaftliche, politische Probleme oder Ideologie verlieren, sondern sich mit den geistlichen und religiösen Bedürfnissen unseres Volkes befassen. Es wäre absurd, Themen aufzugreifen, die nicht in unserer Kompetenz und unse-

rer direkten Verantwortung liegen“ (CELAM-Bulletin Februar 1978). Bischof *Proaño* von Riobamba in Ecuador gab in einem Interview mit „Ecclesia“ seinen Eindruck von der Vorbereitung der Konferenz von Puebla hingegen so wieder: „Es scheint die klare Absicht zu geben, den Wert der Theologie der Befreiung zu schmälern... Ich persönlich fürchte, daß die

dritte Generalversammlung die Theologie der Befreiung auf subtile Weise – sie kann keine Konfrontation mit Medellín werden – ... zu schwächen versucht wird. Das wäre schlimm... es wäre eine negative Antwort auf die Hoffnungen des lateinamerikanischen Volkes... Es wäre traurig, wenn diese dritte Konferenz ein Rückschritt würde“ (Ecclesia 14. 1. 78). G. B.

Werben um einheimische Priester für Afrika

Da man aus Afrika in der letzten Zeit eigentlich nur immer Klagen über Ausweisung von Missionaren und Verweigerung einer Aufenthaltserlaubnis für ausländisches Personal der dortigen Kirchen gehört hat, kommt den Ausführungen des tansanischen Staatspräsidenten *Julius Nyerere* ganz besondere Bedeutung zu, die er in einem Gespräch mit einer Delegation der Vereinigung der Ordensoberen in diesem ostafrikanischen Staat machte (auszugsweise wörtliche Wiedergabe des Gesprächs in: DIA, 8. 3. 78). Die Delegation vertrat etwa 1000 katholische Missionare und Schwestern sowie ca. 150 einheimische Ordensangehörige. Wenn man die Aussagen Nyereres auch ganz auf dem Hintergrund der besonderen Situation Tansanias mit dem Versuch eines eigenständigen afrikanischen Sozialismus (Ujamaa) und der katholischen Erziehung und dem Engagement des Staatspräsidenten sehen muß, so kommt dem Gespräch doch auch über den Rahmen dieses Landes hinaus für Afrika Bedeutung zu. Die Probleme dürften in den meisten Fällen ähnlich gelagert sein. Immerhin steht die katholische Kirche in Afrika vor der schweren Belastungsprobe, das *derzeitige Mißverhältnis von einem Drittel einheimischer Priester zu zwei Dritteln ausländischer Missionare* in möglichst kurzer Zeit zu ändern (in Asien ist das Verhältnis bereits genau umgekehrt).

Das Gesprächsprotokoll zeigt, daß der Delegationsleiter immer wieder versuchte, Nyerere zu einer klaren Antwort zu bewegen. Dieser taktierte je-

doch sehr vorsichtig und ließ sich zu keiner parteilich interpretierbaren Äußerung hinreißen.

Der Missionar als ausländischer Experte

So wollte der Delegationsleiter z. B. wissen, wie der Präsident, der doch erklärtermaßen versucht, das Volk auf den Weg des *Sozialismus* zu führen, die Anwesenheit so vieler aus nichtsozialistischen Ländern kommender Ausländer beurteilt, zumal diese doch im täglichen Leben direkt mit der Bevölkerung und für die Bevölkerung arbeiten. Die Mehrheit der in Tansania tätigen Missionare stammen, wie es in der Frage erläuternd hieß, aus „kapitalistischen“ Ländern des Westens und müßten jetzt in einem sozialistischen Entwicklungsland leben. Die individuellen und persönlichen Spannungen, die viele Missionare erfahren müßten, schienen ihnen nicht in erster Linie ideologisch bedingt zu sein.

Nyerere griff die Frage sofort auf und meinte, die hier aus der Sicht der Kirche dargestellten Probleme unterschieden sich nur wenig von denen aus der Sicht des Staates. Dieser sei sich durchaus bewußt, daß er noch über einen langen Zeitraum auf Menschen aus dem Ausland angewiesen sei, die auf verschiedenen Gebieten bei der Entwicklung mitwirken. Diese Mitarbeiter würden auch nicht nur in sozialistischen Ländern gesucht, ja es sei so, daß die Mehrheit der direkt von der Regierung engagierten Ausländer aus kapi-

talistischen Ländern stamme. Er wisse nichts von den persönlichen Gefühlen dieser Menschen, aber sie seien erwiesenermaßen da. So habe er kürzlich erfahren, daß in Tansania 80 holländische Mediziner tätig seien. Er glaube nicht, daß sie alle Sozialisten seien. Sie seien einfach Mediziner – und als solche habe man sie engagiert.

Lediglich ausgesprochene Anti-Sozialisten dürften es seiner Meinung nach schwer haben in Tansania, obwohl er sich kaum denken könne, daß solche Menschen sich für eine Tätigkeit in diesem Lande interessierten. Diejenigen, die sich meldeten, seien gutwillige Menschen. Und wenn einfache Laien aus kapitalistischen Ländern im sozialistischen Tansania arbeiten könnten, dann müßte dies seiner Meinung nach für Missionare noch viel leichter sein. Angesprochen auf das Beispiel von Bischof *Donal Lamont* in Rhodesien, der wegen eines angeblichen „Verbrechens gegen den Staat“ verurteilt wurde, meinte der Präsident, er erwarte und glaube, daß sich jeder Missionar von seinem Gewissen leiten läßt und eventuell seine Stimme erhebt, selbst auf die Gefahr hin, daß er dafür ausgewiesen wird.

In dem Gespräch wies Nyerere der Kirche einen festen Platz auch in den *neugebildeten Dorfgemeinschaften* zu, die zumeist aus der Zusammenlegung mehrerer ehemaliger Dörfer entstanden sind oder noch entstehen. Diese Umstellung bedeute zwar oft, daß *bestehende Pfarrstrukturen* aufgegeben werden müßten, doch könnte die neue zentrale Lage der Kirche auch neue Möglichkeiten für ihr Wirken bringen. Er halte es im übrigen für eine gute Gelegenheit, den bisherigen starken Kontrast zwischen Wohnung und Komfort der Missionare und dem der Bevölkerung abzubauen. Wenn die Missionare in den neuen Gemeinschaften mitten unter den Menschen und mit ihnen lebten, dann werde sich der Missionar wohl von selbst auf einen neuen Lebensstil einrichten, der ihn bei den Einheimischen glaubwürdiger erscheinen lasse. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wurde noch einmal deutlich, daß Nyerere der Religion einen festen Platz in seinem Ujamaa-Programm des tansanischen Sozialismus einzuräumen

bereit ist und dabei durchaus die weitere Mitarbeit ausländischer Missionare akzeptiert, gleichzeitig aber jeden einheimischen Priester ganz besonders begrüßt, weil auf lange Sicht nur für sie ein Platz sein wird.

Unvermeidbarer Rückzug?

Ganz anders waren die Akzente gesetzt, als sich kürzlich eine betroffene Ordensfrau zu Wort meldete. Die in Zaïre erscheinende Vierteljahresschrift „*Telema*“, die sich selbst eine „*Revue christlicher Reflexion und Kreativität in Afrika*“ nennt, erregte mit ihrer Nr. 1 im Jahre 1978 durch einen kurzen Beitrag Aufsehen, der wahrscheinlich noch über längere Zeit die Gemüter erhitzen und die Leserdiskussion anheizen wird. Eine in Cotonou/Benin tätige Ordensfrau vom Missionsinstitut der Schwestern „*Notre-Dame des Apôtres*“ (n. d. a.), *Denise Bousquet*, stellte anlässlich eines Jubiläums ihres Ordens die Frage: „*Weggehen... aber wann? Wie?*“ Nach hundertjähriger Geschichte ihrer speziell für die Arbeit in Westafrika gegründeten Gemeinschaft versucht sie, eine Bilanz zu ziehen und Anregungen für die Zukunft zu bieten. Nach einem ersten Rückblick lasse sich wohl nicht übersehen, daß der Orden Erstaunliches und Erfreuliches bei der Verwirklichung seines Hauptziels, nämlich der „*Evolution der afrikanischen Frau*“, geleistet habe. Neben der Sorge um Kinder, Kranke und Alte sei die Arbeit bei der Erziehung afrikanischer Frauen und Mädchen immer ein Schwerpunkt der Tätigkeit gewesen.

Die zahllosen Absolventen der Schulen seien heute zumeist praktizierende Christen, gleichzeitig aber, dank der ihnen vermittelten „*europäischen Kultur*“ eng verbunden mit dem westlichen System, sei es nun der Konsum, der Profit oder ähnliches. Das in der Schule erworbene Diplom biete den Schülerinnen den Zugang zu vermeintlich besonders ehrenwerten Berufen, nämlich solchen, die in der Stadt und in Büros ausgeübt werden. Seit Beginn der Schulpflicht habe ein unglaublicher Kampf um den besten Abschluß begonnen, da jeder unbedingt

versuche, auf die Universität zu kommen, um dann eventuell den Traum von einer Fortsetzung der Studien in Europa oder den USA verwirklichen zu können. Durch ausreichende finanzielle und personelle Ressourcen des Ordens schien diese Form der Arbeit lange unangetastet.

Doch die sogenannte „*zweite Unabhängigkeit*“, der Rückgang an Ordensnachwuchs und das verstärkte Engagement einheimischer Christen ließen in den letzten Jahren das scheinbar friedliche Modell einer Übertragung westlicher Vorstellungen und Ausbildungsformen immer fragwürdiger erscheinen. Authentizität und Selbstvertrauen, Eigenständigkeit und Neuanfang sind seither die wichtigsten Richtlinien für die Kirche in Afrika. Das bedingt für die Missionare, solange sie noch in Afrika wirken, nach Meinung von *Denise Bousquet*, ein völliges Umdenken. Es kann nicht länger heißen: „*Was müssen wir für die Afrikaner machen?*“, sondern vielmehr: „*Wie können wir mit den Afrikanern zusammenarbeiten?*“

Der *Rückzug der Missionare* bedeute immer einen Bruch, doch läßt sich nachweisen, daß die jungen Kirchen ihn oft besser verkraften können, als man bisher angenommen hat. Sozopolitische Entwicklungen ließen oft keinen anderen Ausweg, doch sei bisher in solchen Fällen bereits zu beobachten gewesen, daß die Berufungen zunahmen und teilweise ein viel intensiveres kirchliches Leben einsetzte. Die Autorin meint, es könne Situationen geben, in denen es wenig ratsam sei, zu bleiben. Andererseits müßten die Missionare, wenn ihnen die Gelegenheit geboten wird, auf ihrem Platz bleiben, auch wenn es im politischen Bereich zu totalen Veränderungen komme. Ein *freiwilliger Weggang* in solchen Situationen könnte ihnen allzu leicht als Flucht vor Schwierigkeiten ausgelegt werden. Neue Kräfte sollte man aber ihrer Meinung nach in solche Länder nicht mehr schicken, selbst wenn dies vom Gesetz her noch möglich wäre. Sofern heute überhaupt noch Ordensnachwuchs vorhanden ist, müsse dessen Ausbildung und Vorbereitung ganz anders ausfallen als in früheren Zeiten. Dies führe bestimmt zu Span-

nungen mit den älteren Ordensmitgliedern. Mehr denn je sei es angebracht, die Kenntnisse und Erfahrungen der Missionare hier in Europa bei der Betreuung und den Kontakten mit Menschen aus der Dritten Welt einzusetzen. Ein gewisser Auftrag gehe nun einmal unweigerlich zu Ende. Wir sollten dies respektieren und uns freuen wie der Sportler, „der völlig ausgelaugt die Ziellinie erreicht, müde, aber glücklich“.

Päpstliche Mahnungen

Papst *Paul VI.*, dessen Pontifikat eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber Afrika auszeichnet, hat in den vergangenen Wochen und Monaten verschiedentlich auf dieses Problem verwiesen und die afrikanischen Bischöfe ermahnt, sich dieser Frage gezielt anzunehmen. Anlässlich des zehnten Jahrestages seiner Botschaft an Afrika (*Africae Terrarum*) vom 29. Oktober 1967 hielt der Papst bei einer Audienz für die Bischöfe von Afrika und Madagaskar am 28. Oktober 1977 eine Ansprache (vgl. *Fides*, 29. 10. 77), in der er sowohl die Arbeit der Missionare hervorhob als auch auf die Notwendigkeit von mehr einheimischen Priestern verwies. Er meinte, auf internationaler Ebene könne man feststellen, daß sich die afrikanische Präsenz und die kulturelle Eigenart Afrikas immer mehr behaupteten. Auf kirchlicher Ebene weise die Übernahme des Bi-

schofsamtes und vieler anderer Aufgaben in der Kirche durch einheimische Priester auf dieselbe Entwicklung hin. Dies dürfe jedoch nicht dazu verleiten, die Rolle der Missionare und Missionsinstitute zu übersehen, „denen das Verdienst zugeschrieben werden muß, die Kirche eingepflanzt zu haben. Wir sind ihnen zutiefst zu Dank verpflichtet, denn sie haben gesät, was andere geerntet haben. Und es bedarf immer noch ihrer selbstlosen Mitarbeit. Tatsache bleibt jedoch, daß ihr, die afrikanischen Bischöfe, in führender Stellung seid, in den ersten Reihen steht, wo es um die christliche Bestimmung von ganz Afrika geht.“ Die Zukunft des christlichen Glaubens in Afrika werde weitgehend davon bestimmt sein, wie die Ausbildung derer ausfällt, die Priester oder Ordensleute werden: „Sie werden sozusagen die Seele eurer christlichen Gemeinschaften sein. Nach und nach werden sie jene ersetzen, die von auswärts kamen, um diesen unvergleichlichen Dienst zu leisten, oder sie werden mit ihnen zusammenarbeiten, denn jetzt seid ihr Afrikaner eure eigenen Missionare“, wie wir in Kampala zu euch sagten. Wir sehen auch mit Befriedigung die verheißungsvollen Zeichen, zum Beispiel die Eröffnung von neuen Seminaren oder Höheren Theologischen Instituten.“

Im Sinne dieser Worte des Papstes bemüht sich die Kirche in Afrika auf vielfältige Weise, der neuen Situation gerecht zu werden.

Aus einer Reihe von Ländern, so z. B. aus *Zaire*, wird ein kaum zu bewältigender Zugang zu den Seminaren gemeldet. In *Nigeria* wurde inzwischen ein eigenes Seminar zur Ausbildung von afrikanischen Missionaren gegründet, die von dort aus in andere afrikanische Länder entsandt werden sollen. Auf Laienvorsteher von Gemeinden nach dem Modell *Zaire* greift man mittlerweile auch in anderen Ländern Afrikas zurück. Neue Ausbildungspläne sollen den Zugang zu den Seminaren erleichtern und gleichzeitig eine praxisbezogenere Ausbildung garantieren. Die Zölibatsdiskussion scheint in den letzten Monaten unter besonderer Betonung der Authentizität und des kulturellen Erbes Afrikas verstärkt worden zu sein, weil man vielerorts überzeugt ist, daß dieses Problem für viele Afrikaner ein unüberwindliches Hindernis bei der Entscheidung für den Priesterberuf ist. Fast überall schließen sich die einheimischen Diözesanpriester zu nationalen Vereinigungen zusammen. Bei all diesen neuen Aktivitäten spielt sicherlich auch das Bemühen eine Rolle, nicht nur selbständig und unabhängig zu sein, sondern auch einen besseren Beitrag zur weiteren Entwicklung einer eigenständigen *afrikanischen Theologie* und Kirchlichkeit (vgl. *HK*, Februar 1978, 63 ff.) leisten zu können. Dies allerdings dürfte nicht nur von einer quantitativen Stärkung des einheimischen Klerus abhängen.

N. S.

Politische Entwicklungen

Der österreichische Katholizismus zwischen Abgrenzung und Offenheit

Ein weitreichender Konflikt zwischen eher integralistischen Strömungen im österreichischen Katholizismus und solchen Gruppierungen und Auffassungen in der Kirche, die wenigstens für eine gewisse Öffnung gegenüber ande-

ren weltanschaulichen Überzeugungen der Gegenwart eintreten, zeichnet sich in Österreich immer deutlicher ab. Äußerer Anlaß und Ausgangspunkt dieses Konfliktes war und ist die Sorge, daß die Kirche in Österreich gesell-